

küssen. So schwebten wir denn zwischen der jungen Dirne und Eurem Soldaten, wie in der Luft, während mehr als einer Achtelminute und

waren bis zu Thränen gerührt. Ach, was sind wir zufrieden gewesen mit Eurem Volke!" —

Fr. Laun.

Feuilleton.

Neulich wurden wir, heißt es in einem Briefe aus London, durch eine Anzeige veranlaßt, die Toway-Indianer, die sich in dem „Egyptian Hall“ unter der Leitung des Herrn Catlin schon seit einiger Zeit dem hiesigen Publikum zur Schau stellen, zu besuchen. In der Anzeige hieß es, Herr Catlin habe einen geräumigen Platz exprès gemiethet, wo diese rothen Waldmänner ihr Lager schlagen und die Zuschauer mit ihren Nationaltänzen und andern Schauspielen ergötzen sollten. Der Anblick war frappant genug. Man stelle sich ein Duzend Menschen vor — Männer, Weiber und Kinder — so häßlich wie nur möglich, mit allen Farben des Regenbogens (nebst deren Schattirungen) bemalt, mit Federn geschmückt und auf eine groteske Art gekleidet, die die wildesten Sprünge und die gräßlichsten Grimassen mit betäubendem Geschrei und Waffengeräusche begleiteten. Hierauf spielten sie mit einem Ball auf eine eigene Weise und mit vieler Geschicklichkeit. Die Weiber, oder Squaws, wie sie genannt werden, errichteten ihre Wigwams (Hütten) und der Anführer dieser sauberen Gesellschaft hielt eine Rede, die von dem sie begleitenden Dolmetscher ins Englische übersezt wurde. Diese Leute kommen aus dem Innern von Amerika. Herr Catlin, ein unternehmender Engländer, der sich lange unter dem Volke aufhielt und sich ihre Sprache aneignete, hat schon früher eine Gesellschaft aus einem andern Stamme herüber nach England gebracht — die Djibeway-Indianer, die er auf ähnliche Weise mit dem Publicum bekannt machte und die vor einigen Wochen in ihr Vaterland reichlich beschenkt und halb civilisirt? zurückkehrten. Dort werden sie ihren Landsleuten wahrscheinlich recht viel von der „großen Mutter“ (so nannten sie die Königin Victoria, der sie vorgestellt wurden) erzählen. Ein eigener Umstand ist mit dem Besuche dieser Veste- ren in London verbunden. Eine junge Engländerin, die eine Freundin in dem Hause, wo diese Wilden wohnten, zu besuchen pflegte, verliebte sich in ihren Dolmetscher, der auch nicht ganz gefühllos war, und (was sich bis dahin wohl noch nicht ereignet hatte) das seltene Paar ließ sich in der englischen Kirche trauen. Die Djibeways waren alle Zeugen dieses feierlichen Actes und sollen sich sehr anständig aufgeführt haben. Bald aber entzweite sich der glückliche Bräu-

tigam mit seinen Landsleuten, weil er den europäischen Ehegesetzen getreu, sich weigerte, die Braut nach Djibeway-Gebrauch als Gemeineigenthum zu betrachten. Es hieß neulich, das sonderbare Ehepaar hätte sich wieder getrennt, doch hat der Vater der Braut durch die Zeitung diesem Gerüchte öffentlich widersprochen und versichert, daß sie vor kurzem in völliger Eintracht und dem besten Vernehmen zusammen nach dem Djibeway-Lande abgereist seien. 30.

Schiller und Byron. Man hat Schiller den deutschen Byron genannt, aber in der That finden sich mehr Gründe zu ihrer Unterscheidung als zu diesem Vergleiche. Beide bezwangen die bei einer theilweise widerstrebenden Grundbestimmung natürlichen Schwierigkeiten, Beide erstürmten das Paradies der Poesie, der Erste, indem er den Cherub mit dem Flammenschwerte durch sein unablässiges Streben für sich gewann, der Zweite, indem er diesen Engel ermordete. Unterschieden durch diese erste Gewaltthat, sind sie es ferner darin, daß Byron die besten seiner Dichtungen aus seinem Charakter schöpfte, Schiller dagegen aus dem Studium der Geschichte; der Erste, reicher und zu kühnerem Fluge beschwingt, seine Geschichte ausbeutend, der Andere die der Menschheit. Byron ist nur da ein großer Dichter, wo er der Souffleur ist, der seinen Gestalten ihre Rollen zuflüstert, und fällt jedesmal da, wo er sich dieses Rückhalts bezieht, d. h. wo er dramatisch wird.

Die Gisaquas sind ein heilig geachteter Stamm in Marokko, zugleich aber auch der wildeste und grausamste. Zwar betritt er nur ein Mal im Jahre, am dritten Tage des Osterfestes, die Städte, aber an diesem einen Tage begeht er gewiß mehr Frevel und Gewaltthatigkeiten als die übrigen Stämme im Lauf des ganzen Jahres. Bei den prachtvollen Festen, die ihnen die Marokkaner um sich den Himmel geneigt zu machen geben, beginnen die Gisaquas damit, daß sie mittels eines aus wilden Kräutern bereiteten Trankes sich so stark berauschen, daß ihnen auch nicht das geringste menschliche Gefühl bleibt. Kaum ist die Mahlzeit vorüber, so stürzen sie auf die Straßen und öffentlichen Plätze, werfen nieder und ermorden Alles,